

Ulrich Schreiterer: Traumfabrik Harvard. Warum amerikanische Hochschulen so anders sind. Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York. 266 S. ISBN 978-38508-2, 24,90-€

Ulrich Schreiterer spürt den Unterschieden, den Gründen der Andersartigkeit und Exzeptionalität US-amerikanischer Hochschulen nach. Die Zielstellung seines Bandes ist, herauszuarbeiten, worin die Unterschiede zwischen dem US-amerikanischen und dem deutschen Hochschulsystem bestehen, denn nur dann könne man über die derzeit zu beobachtende Mischung aus Wunschvorstellungen, Simplifizierungen und Halbwahrheiten hinausgelangen, die den amerikanisch-europäischen Konzepttransfer im Hochschulbereich dominiert.

Seine Suche gliedert sich in fünf Kapitel. In einem ersten Kapitel entwickelt der Autor eine Perspektive, die nach Strukturen in der Vielfalt des US-amerikanischen Hochschulsystems sucht. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie es möglich war, dass ausgerechnet das vielfältigste, heterogenste und damit am wenigsten systematische Hochschulsystem, das die Welt zu bieten hat, zum Referenzpunkt so vieler Sehnsüchte und Vergleiche werden konnte. Ein erster Grund dafür liegt, wie sich beim Weiterlesen zeigt, in eben dieser Nichtsystematik, denn sie erlaubt Ausschläge in beliebige Richtungen und eine Vielzahl extremer Formen: Hochschulen können forschungs- oder lehrorientiert sein, sich an Schwarze, konservative Christen oder nur an Frauen richten, global oder ganz lokal ausgerichtet sein und vieles mehr. Neben vielen *Community-Colleges*, die man gemäß deutscher Kriterien nur mit Einschränkung als Hochschulen bezeichnen würde, gibt es eben auch viele herausragende Hochschulen – und eben auf diese beziehen sich die Referenzen aus aller Welt. Zwischen diesen beiden Polen existiert darüber hinaus noch eine Vielzahl guter bis sehr guter Hochschulen.

Als Ursache der Vielfältigkeit des US-amerikanischen Hochschulsystems lassen sich neben der schieren Größe der USA zwei Gründe identifizieren: Quantitäten und Institutionen. Zum ersten erfassen die Hochschu-

len in den USA weit größere Teile der Altersjahrgänge als hierzulande. Zum zweiten wird in den USA deutlich mehr Geld für Hochschulbildung ausgegeben (pro Studierenden in etwa drei mal soviel wie in Deutschland), und zum dritten schließlich sind Hochschulen in den USA keine staatliche Infrastruktur, sondern autonome Organisationen. Aus allen drei Aspekten resultiert eine Vielzahl von Unterschiedlichkeiten zwischen der US-amerikanischen und der deutschen Situation. Aus den (finanziellen) Quantitäten resultiert zunächst einmal auf der Ebene der Organisationen weniger Mangel und ein geringeres Maß bildungspolitischer Doppelbödigkeit, denn die zwischen Anspruch und Realität klaffende Lücke ist – wenn auch nicht kleiner – anders ausgestaltet. Exzellenzreden mögen zwar auf Studienangebote bezogen sein, die hierzulande an Berufsschulen zur Angebotspalette gehören würden, nicht aber in Räumen erklingen, in denen der Beton bröckelt und die Verkleidungen sich von der Decke lösen. Somit passen organisationale Selbstbeschreibung und Realstruktur besser zueinander, was wiederum ein höheres Maß organisationaler Autonomie erlaubt. Aus der organisationalen Autonomie resultiert allerdings noch ungleich mehr: Die Hochschulorganisationen müssen nur den von ihnen in Abstimmung mit gesellschaftlichen Erwartungen selbst gesetzten Zielen und Zwecken dienen, nicht aber denen von übergeordneten politischen Entscheidungsträgern. Auch dies erlaubt ein etwas geringeres Maß der Entkopplung von hochschulpolitischem Reden und Handeln.

Ein zweites Kapitel befasst sich mit der Geschichte des US-amerikanischen Hochschulsystems. Dieses hat ja mit den west- und mitteleuropäischen Hochschulsystemen gemein, dass Vorläufereinrichtungen der Hochschulen schon existierten, als der moderne Staat noch nicht in der Welt war. Allerdings sind diese Vorläufereinrichtungen der Hochschulen in den USA nicht schon im Mittelalter, sondern in der frühen Neuzeit entstanden und somit war der Weg zur Organisation weit weniger schwer als der, den die europäischen Universitäten zurückzulegen hatten. Die Wirkung des Staates war zu amerikanischen Bedingungen auch eine andere als in Europa: nicht so sehr vereinheitlichend, regulierend und in Bezug auf die sich herausbildende organisationale Autonomie der Hochschulen ambivalent, sondern vielmehr Gelegenheiten schaffend (dies gilt für den Land-Grant Act, den GI-Bill und selbst den Bay-Dole Act) und in Bezug auf die organisationale Autonomie der Hochschulen ganz und gar unambivalent. Diese immer wieder Autonomie anreizende Politik ermöglichte das Entstehen einer Vielfalt von verschiedenen Hochschultypen. Diese weisen bei aller Unterschiedlichkeit Redundanzen zueinander auf, das heißt,

das US-amerikanische Hochschulsystem folgt weniger dem Muster einer funktionalen Differenzierung, sondern dem einer segmentären. Die Unterschiedlichkeit von Hochschulorganisationen wird nicht so sehr gesetzlich statuiert, wie das insbesondere in Deutschland der Fall ist. Dies erlaubt ein System, das sowohl differenziert als auch elastisch und in dem die Frage der Trägerschaft bei weitem nicht so entscheidend ist wie in Europa. Die damit verbundene Typenkunde wird im dritten Kapitel geleistet.

Das vierte Kapitel widmet sich dem Kern des US-amerikanischen Hochschulexzeptionalismus, dem *Undergraduate College*. Dieses ist nicht nur einfach eine Stufe, eine Passage im Bildungssystem, sondern – so Schreiterer – eine Lebensform. Eine Vielzahl von mehr oder weniger exakten kultur(-industriellen) Produkten (vulgo Collegefilmen) legt von der Bedeutung des Colleges in US-amerikanischen Biographien Zeugnis ab.¹ Hier wird offenbar anders ge- und erlebt und auch anders identifiziert. US-amerikanische Studierende fragt man, wo sie studieren, nicht so sehr was. Entsprechend wird auch sozial kodiert, wenn Eltern von Collegestudierenden die jeweiligen Errungenschaften ihrer Kinder vergleichen. Glückwünsche oder hochgezogene Brauen beziehen sich auf die besuchte Hochschule, nicht auf die studierten Inhalte, Fächer, *majors* oder *minors*.

Im fünften Kapitel geht es um Geld. Bekannt ist ja, dass US-amerikanische Hochschulen – ob privat oder staatlich – eine gänzlich anders geartete Finanzbasis hätten, und dass sie bereit seien, alle Entscheidungsprozesse an finanziellen Bedürfnissen auszurichten Letzteres erweist sich allerdings als Vorurteil. Zwar ist auch im amerikanischen Hochschulsystem Geld ein Problem, allerdings ist es – anders als z.B. im deutschen – nicht immer und überall zu wenig vorhanden. Dies bedeutet nicht, dass die finanzielle Basis US-amerikanischer Hochschulen frei von Pathologien wäre; die in den 1990er und frühen 2000er Jahren geradezu explodierenden Studiengebühren staatlicher und privater Hochschulen legen hier von ein beredtes Zeugnis ab, wie auch die anstehenden Kunstverkäufe der Brandeis Universität. Gleichzeitig zeigt aber die Entwicklung der letzten Jahre, dass Legitimität für US-amerikanische Hochschulen eine mindestens ebenso bedeutsame Ressource ist wie Geld. So werden in Harvard gegenwärtig für Kinder aus Familien, deren Haushalteinkommen den nicht gerade geringen Wert von 100.000 \$ unterschreitet, die Studiengebühren erlassen, andere *ivy-league*-Hochschulen sind gezwungen, sich dieser Entwicklung anzupassen.

¹ Die bundesrepublikanische Filmgeschichte hat nicht mehr als geschätzte drei bis fünf Campusfilme hervorgebracht, der bekannteste davon heißt ebenso: Der Campus.

Ein letztes Kapitel widmet sich der Frage der Übertragbarkeit. Schreier fragt danach, was uns das alles lehrt. Er sieht die Vorbildwirkung des US-amerikanischen Hochschulsystems weniger darin, dass es auf einer diskursiven Ebene als Referenzfolie und auf einer handlungsbezogenen als Steinbruch für Problemlösungsbausteine fungieren könnte. Vielmehr kann ein Ertrag der Beschäftigung mit dem amerikanischen Hochschulsystem darin liegen, dass es als Kontingenzmaschine fungiert, d. h., dass es die Möglichkeit des auch Anderssein Könnens – potentielle Alternativen – eines erfolgreichen Hochschulsystems aufzeigt. Die Möglichkeiten der Traumfabrik bestünden damit darin, zu demonstrieren, dass Auswege möglich und gangbar sind, ohne die Institutionen Wissenschaft und Bildung aufgeben zu müssen.

Carsten v. Wissel (Halle-Wittenberg)